



Afrika und Nimmerland

Was macht eigentlich eine Königin, wenn sie alt wird? In den Niederlanden dankt sie ab, in Hamburg steht sie auf der Opernbühne – in Benjamin Brittens Krönungsoper „Gloriana“. Und auch sonst war noch einiges los auf den Bühnen der Republik.

Benjamin Brittens hierzulande unbekanntestes Bühnenwerk „Gloriana“ ist nicht nur eine liebevoll die Tudor-Zeit modern imitierende Hommage an Elizabeth I. Es handelt sich zudem um die wohl letzte Krönungsoper der Geschichte, uraufgeführt 1953 an der Londoner Covent Garden Opera anlässlich der Inthronisation von Elizabeth II. Dort kommt sie im Sommer wieder, doch das Recht der ersten Premierennacht hatte das koproduzierende Hamburg.

Benjamin Britten war sich bewusst, was er da zwischen Tradition und Innovation im optimistisch aufbrechenden NachkriegsEngland als Nationaloper zu bewältigen hatte. Wobei er sich für die Liebesgeschichte zwischen dem verheirateten Robert Devereux, Earl of Essex, und der angeblich jungfräulichen Königin entschied: Triumph und Tragödie, der Mythos Elizabeth und der private Mensch.

Dies wiederum betrachtet ein aufgeklärter Inszenator wie Richard Jones kritisch. Britten platziert die Königin zwischen Maskenspiele der Bürger und Hofbälle, zeigt sie dann aber gleich wieder kontrastiv ohne die berühmte Perücke im Boudoir: ein Maskenspiel, eine Stilübung, manchmal altmodisch, dann berührend. Jones inszeniert das auf

Distanz als Laienspiel in einer Stadtaula im Stil der Fifties und verlässt sich zu oft auf den Parodieeffekt der Ausstattung. Da werden Turniere mit Papp-Pferden angedeutet, Boote fahren Trockenübungen zwischen Leinwandwellen, der Thron rumpelt rein und raus.

„Gloriana“ ist eine Ein-Frau-Oper, die in Hamburg zum Zwei-Frauen-Triumph wurde. Im Herrschen wie im Lieben ist hinreißend Amanda Roocroft. Ihr lieblicher Sopran ist rauer geworden, was dieser Elizabeth gut steht, die im Finale ihren finest moment erlebt: wenn sie die Königin von gestern als einsame Frau von heute vorführt. Im Graben waltet souverän Simone Young als ihre Schwester im Geiste und beste Klanganwältin. Hamburgs dirigierende Intendantin, in jüngster Zeit nicht unumstritten, hat sich den nunmehr vierteiligen Britten-Zyklus zur Herzensangelegenheit gemacht. Es wurde bisher ihr bestes Projekt.



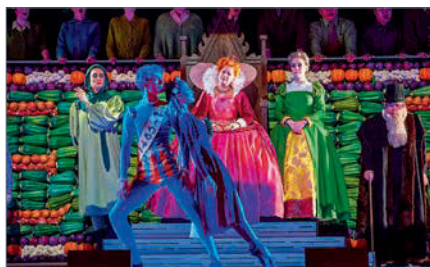
Mama Afrika ist nicht zufrieden. „Nein, nein, das ist kein Chamäleon. Jetzt drück' noch mal deine Schlange richtig durch und schwenke den Mond dazu.“ Acht Tänzer beginnen von Neuem mit ihren Kombinationen, bis die gestrenge Lehrerin zufrieden ist. Wenn

nicht, dann macht es die 68-jährige Germaine Acogny in ihrem weißen Schlabberoverall, mit den wippenden Ohringen am ausdrucksvoll kahl geschorenen Kopf einfach noch einmal vor.

„Chamäleon“, das ist eine Schrittfolge, „Schlange“ meint die Wirbelsäule und „Mond“ den Hintern. Germaine Acogny hat sie in ihrer eigenen Technik „Transmission“ so bezeichnet, welche schon im Namen die weite Lebens- und Kunstreise widerspiegelt, die ihre Erfinderin unternommen hat. Acogny ist Choreographin und Pädagogin, Schulleiterin, Leuchtturm der Kultur im Senegal und berühmteste Tanzfrau des Schwarzen Kontinents. Sie hat die Welt gesehen und ist doch heimgekommen. Weil sie erst hier, im friedlichen Fischerdorf Touba Dialaw, ihre wahre Bestimmung gefunden hat. Es war ein weiter Weg, der über Paris und New York, Brüssel, Frankfurt und Toulouse führte. Zwei Männer waren dabei entscheidend: der legendäre Maurice Béjart, dessen Muse sie in den siebziger Jahren war und der sie dazu ermutigte, 1977 unter der Schirmherrschaft des Künstler-Präsidenten Léopold Sédar Senghor in Dakar einen Ableger von Béjarts Mudra-Schule zu gründen. Doch nach Senghors Abwahl 1980 wurden die Gelder gestrichen, 1982 war Schluss.

Germaine Acogny ging enttäuscht zurück nach Europa, wo sie den deutschen Werbefilmer Helmut Vogt kennen lernte. Das ungleiche Paar versuchte zehn Jahre lang, eine Schule in Toulouse zu etablieren, und wagte dann, halb resigniert, halb enthusiastisch, den Weg zurück, hin ins westlichste Westafrika. Die „École des Sables“ ist eine Schule am Strand – hier lernt Afrika tanzen. 2006 begann dann die Auslese für Jant-Bi

Unter Brittens Opern nimmt „Gloriana“ eine Stiefkinderstellung ein. An der Hamburgischen Staatsoper hat man sich mit Amanda Roocroft (r.) in der Hauptpartie an eine szenische Umsetzung gewagt.





„Afro-Dites“ erobern das Movimentos Festival in Wolfsburg. Mit Tänzerinnen aus dem Senegal gibt die Choreographin Germaine Acogny Einblicke in das Leben der Frauen in Afrika.

Jigéen, eine reine Frauengruppe. „Wir tanzen, was uns als Frauen im Senegal bewegt“, erzählt Ndeye Toutty Daffé, die 28-jährige ledige Mutter, die wie vier der anderen Frauen im Dorf bei ihrem Onkel lebt. „Die Liebe und die Erniedrigung, die Kraft, aber auch den Stolz, um durch den Alltag zu kommen. Wir sind ein islamisches Land, laizistisch, aber als tanzende Frau, als Künstlerin wird man gleich als Hure abgestempelt. Nur hier nicht. Mein Dorf hat da viel gelernt. Das verdanken wir Germaine.“ Nach der Uraufführung letztes Jahr in Luxemburg gastierte „Afro-Dites“, dieser witzige, kämpferische, peppige, zickige, zänksche, zärtliche Reigen senegalesischer Frauenbilder, nun beim Movimentos Festival in Wolfsburg.



Muss es wirklich so groß sein? Das fragt man nicht beim neuen Wiener Hauptbahnhof, nicht bei Sportstadien und Autobahnen. Aber in Österreich schwang der Satz ständig als bohrendes Ostinato mit, wenn es um das neue Linzer Musiktheater geht, ein in fast 30-jährigem Ringen geborenes 180-Millionen-Euro-Gebäude, das jetzt zu seinem glücklichen Ende als zauberhafter Eröffnungsanfang gekommen zu sein scheint. Wobei man sich nach so viel politischem Gezerre um Sinn oder Un-

sinn eines solchen Hochkulturbrockens schon ein wenig über den offerierten Premierendreiklang wundern könnte: erst ein martialischer Open-Air-Überwältigungsakt auf Musik von Hitlers Lieblingskomponist, dann eine Opernuraufführung mit Watschentänzen und dumpf dreinmarschierenden Seppel-hosenlackeln, schließlich eine Musical-Erstaufführung über drei erotisch unterversorgte Kleinstadtdamen. Doch alles wurde freundlich beklatscht, ja bejubelt, die Mehrheit der Linzer scheint stolz auf das neue Kulturschmuckstück.

Eröffnet wurde das architektonisch unauffällige, aber innen glänzende, praktikable und großzügige Theater also mit einer 700 Kilo schweren Parzifal-Puppe aus Aluminium und Glasfaser, die die gern für solche Spektakel gebuchte katalanische Theatertruppe La Fura dels Baus zwischen Feuer und Rauch, Schall und Schmauch zu Callas-Klängen über der Theaterfassade hat schweben lassen. Mit dem inzwischen zum Weltstar gereiften Piotr Beczala, der 1991 hier sein erstes Engagement begonnen hat, als Vokalzuckerl nach 15 Festreden. Mit einer allzu gefälligen, von Megaopernspezialist David Pountney routiniert inszenierten Philip-Glass-Opernuraufführung nach Peter Handkes nebulös waberndem Dramatext „Spuren der Verirrten“. Und mit drei fulminant desperaten Neueng-

land-Hausfrauen, die sich mit teuflischer Hilfe in die nach John Updike singenden „Hexen von Eastwick“ verwandeln.



Im Berliner Ensemble will keiner erwachsen werden. Der 71-jährige Robert Wilson nicht, der sich starr lächelnd am Ende seiner jüngsten Zauberladen-Premiere verbeugte. Und auch nicht das ziemlich angesagte amerikanische Post-Elektrofolk-Duo Coco Rosie, das diesmal die Musicbox für das jüngste Wilson-Boutique-Musical füllte. Und erst recht nicht der grün glitzernde Peter Pan, der ewige Junge.

Frühkindliche Verlassenheitsparanoia, unbeaufsichtigte Abenteuerspiele mit Gleichgesinnten zwischen Luft, Meer und Nimmerland, Eifersüchteleien der Fee Tinkerbell auf jedes weibliche, sich Peter nähernde Wesen und schließlich der archetypische Finaleskampf zwischen Gut und Böse als zwei Seiten einer Persönlichkeit, wie ihn Peter und Kapitän Hook auszufechten haben. Wilson verwandelt nun James Matthew Barries „Peter Pan“ in einen harmlosen Bilderbogen, wo es klappert und klimpert, fiepst und piepst; luxuriös und herrlich anzusehen, aber ohne jede tiefere Bedeutung.

Bleiben Sie im Rhythmus!

Ihr

Manuel Brug

Manuel Brug ist Kulturredakteur der Tageszeitung „Die Welt“ und Autor verschiedener Bücher, darunter „Opernregisseure heute“ und „Die neuen Sängerstimmen“; in FONO FORUM schreibt er über seinen musikalischen Monat.



Schön anzusehen – aber der Tiefsinn schlummert irgendwo: Robert Wilsons „Peter Pan“ in Berlin.

